

Prof. Dr. Roland Kaehlbrandt

Vortragsmanuskript

Schneller, kürzer, lässiger – unsere Sprache im Wandel

Polytechnische Gesellschaft, Frankfurt, 20.2.2018

Meine Damen und Herren, wahrscheinlich ist Ihnen aufgefallen, dass viele Zeitgenossen nach der Konjunktion *weil* immer seltener das Verb ans Ende des Nebensatzes stellen – wie es sich eigentlich „gehört“ - , sondern schlicht sagen:

„Ich konnte nicht rechtzeitig da sein, weil die S-Bahn hatte wieder mal Verspätung“. Wenn Sie jungen Leuten zuhören, werden Sie feststellen, dass sich diese Form im mündlichen Sprachgebrauch inzwischen durchgesetzt hat – *obwohl*, sie ist eigentlich falsch, pardon, *obwohl* sie eigentlich falsch ist, *weil*, so kann man den deutschen Nebensatz nicht korrekt bilden, pardon, weil man den deutschen Nebensatz so nicht bilden kann. Oder doch?

Wenn wir das falsch finden, dann meist mit dem sicheren Gefühl, es kann nur so richtig sein, wie wir es kennen. Wir nennen es unser Sprachgefühl. Das kann uns nicht täuschen!

Warum glauben wir das? Weil wir in unserem täglichen Leben instinktiv so handeln, als sei die Sprache etwas völlig Natürliches, ein Stück Natur, und nicht ein Stück Kultur. Und das heißt, dass wir denken, dass sie nur so sein kann, wie wir sie kennen und wie wir meinen, dass sie sein müsste. Wie sagen wir zu unseren Kindern, und wie wurde zu uns gesagt, als wir noch Kinder waren? “Das sagt man so nicht.”; “Das

schreibt man anders.” Und es hat für uns etwas sehr Verwirrendes, wenn wir erkennen müssen, dass die Sprache eben kein Naturprodukt ist, sondern... eine Art Übereinkunft. Eine Konvention. Eine Konvention, Laute und Inhalt auf eine ganz besondere Art miteinander zu verknüpfen und sich auf diese Verknüpfungen zu einigen. Diese Einigung ist uns im alltäglichen Umgang aber so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, dass wir sie für ein Naturgesetz halten.

Diese Übereinkunft, diese Konvention ist etwas Fundamentales für uns Menschen.

Mit der Symbolfunktion und der Entdeckung der Sprache haben wir unser Menschsein vor rund 100.000 Jahren¹ überhaupt erst hervorgebracht. Mit der Fähigkeit nämlich, etwas, das wir in der äußeren Wirklichkeit zu erkennen glauben oder auch etwas, das nur unserer inneren Gedanken- oder Gefühlswelt entstammt, mit einem Zeichen zu *bezeichnen* und folglich darüber mit anderen sprechen und darüber nachdenken zu können, auch wenn es gerade nicht präsent ist. Die Sprache ist ein Ausdrucks- und Denkwerkzeug. Und sie ist noch mehr: Sie ist nämlich auch ein Modell sozialen Denkens, das beispielsweise in Verwandtschaftsbezeichnungen und sprachlichen Umgangsformen aller Art eine ganz besondere Form annimmt. Sprache ist Kultur! Und weil sie all dies ist, ist die Sprache für uns fundamental.

Dass sich unsere Sprache verändert, oder genauer: dass wir den Gebrauch unserer Sprache verändern, wundert zwar kaum jemanden.

Abstrakt ist uns natürlich klar, dass die Sprache den Lauf der sich verändernden Welt begleiten muss. Sie muss uns die Instrumente an die Hand geben, um Veränderungen zu benennen, zu verstehen und über

¹ Zahl von Derek Bickerton.

sie zu sprechen. Aber weil uns unser Sprachgebrauch natürlich vorkommt und auch eine Art geistige Heimat ist, fremdeln wir mit Neuerungen. Der Sprachwandel ist uns oft nicht geheuer.

Und damit haben wir durchaus auch recht. Denn was wir zurzeit an Sprachwandel erleben, ist ziemlich viel auf einmal.

Wir sind Zeugen und Mitgestalter rasanter technischer und kultureller Veränderungen. Sie ermöglichen massenhafte Direktkommunikation weltweit. Früher dauerten die Kommunikationswege durchaus lang. Heute gibt es keinen Zeitaufschub mehr. Die Beschleunigung ist, so der Linguist Gerd Antos, die „Grundhaltung moderner Gesellschaften“, die „Steigerungslogik der Moderne.“² Kommunikative Akte im Internet müssen schnell, ja oft unmittelbar erfolgen. Es wird erwartet, dass wir auf E-Mails, SMS, Facebook-Postings, Whatsapp-Nachrichten nicht erst Tage später, sondern schnellstmöglich reagieren. Erwartet werden kurze Texte oder Textbruchstücke, keine langen Ausführungen.

Was wir derzeit erleben ist durchaus eine mediale Revolution. Wir erleben nämlich die Aufhebung der uralten Grenze zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit.

Das zeigt sich in der Beschleunigung des Schriftsprachgebrauchs. Die deutsche Sprache wird kürzer und schneller.

Das Schreiben ist ja gewöhnlich ein Prozess der Verlangsamung: Wenn Sie schreiben, denken Sie gewöhnlich nach, wie Sie die Dinge formulieren und dass Ihr Text korrekt ist. Er steht ja schließlich geschrieben. Die Norm der Schriftsprache, so wie wir sie in der Schule lernten, schreibt vor: Worte werden sorgfältiger gewählt als beim

² Antos (2017).

Sprechen; vollständige Sätze sind die Regel; die Zeiten müssen korrekt verwendet werden. Das Schreiben, selbst in privaten, persönlichen Zusammenhängen, war über Jahrhunderte formell.

Einander schreiben und miteinander sprechen sind durchaus verschieden: Im Schreiben fehlen uns beispielsweise Mimik, Gestik, Intonation.³ Deshalb hat das Schreiben normalerweise Elemente der Ausführlichkeit. Das aber verändert sich gerade. „Das Internet macht es möglich, schweigend Gespräche miteinander zu führen.“⁴ Es geht um eine in diesem Ausmaß neue sprachliche Kommunikationsform: um „fingierte Mündlichkeit“.⁵

Wegen der Stakkato-Abfolge schriftlicher Dialoge dringen Besonderheiten des Mündlichen ins Schriftliche vor. Und das heißt: Schriftliche Kommunikation im Internet wird mündlicher, informeller.

Es verbreiten sich – so Dürscheid/Frick (2016) - vor allem verkürzte, unvollständige Formen: Man lässt einfach alles weg, was nicht unbedingt zur Verständlichkeit gebraucht wird.

- Komplizierte Grußformeln entfallen.
In E-Mails macht sich derzeit auch in beruflichen Kontexten die Anrede *Hallo* oder *Liebe alle* breit.
- Abkürzungen, häufig aus dem Englischen, sind beliebt, wir kennen sie teils auch aus der Werbung: *2 go*, *2 c*, *lol*.

³ Dürscheid/Frick (2016), S. 18.

⁴ Helga Schäferling, Sozialpädagogin, zitiert von Dürscheid/Frick (2016), S. 59.

⁵ Storrer, in Zweiter Bericht (2017), S. 253.

- Wörter werden oft rein phonetisch geschrieben, das geht schneller und wirkt lässiger: *ma* für *mal*, *nochn* für *noch ein*, *nich* für *nicht*, *is* für *ist*.
- *is* hat sich inzwischen weiterentwickelt zur Bestätigungsformel *isso*.
- Pronomen kann man weglassen: *Komme gleich*; *war cool*; *kann schnell gehen*, *bin krank*.⁶
- *Iwie* heißt in der What'sApp-Sprache *irgendwie*, *eig.* heißt eigentlich.
- In einer sogenannten Jodel-App begleitet eine Community die Anbahnung einer Liebesromanze: „Boaaah ey!!! Ich raste noch aus!!! Spannend!“; „Ohaaaa, bei Euch knisterts doch!“ (FAZ, 29.11.2017).
- Groß- und Kleinschreibung unterbleibt häufig, denn es muss schnell agiert und reagiert werden.

Eine für die Schriftsprache ansonsten gültige Sprachnorm zählt hier nicht. Wenn man sie trotzdem einhalten würde, wirkte das unangemessen, genauer gesagt, pedantisch.

Schnelle Sprache für den schnellen Gebrauch zeigt sich auch in neuen Kurzformen, die mündlich wie schriftlich verwendet werden und sich ungeheuer schnell verbreitet haben.

Ich gebe Ihnen eine kleine Auswahl aus dem aktuellen Hochgeschwindigkeitsdeutsch:

⁶ Beispiele von Dürscheid/Frick (2016), S. 79.

Neue Steigerungspartikel sind z. B.:

Mega. *Mega* wird gefolgt von *mega nice*; weitere Steigerungsformen sind *voll nice* (schon etwas älter) und *obernice* oder auch *saunice*.

Voll ist nach wie vor angesagt, aber in immer wieder neuen Kombinationen: *voll stylisch*, *voll fancy*, *voll gediegen*. Was nicht *voll gediegen* ist, ist dann aber auch *voll die Seuche*. Wenn *voll nice* getoppt werden soll, kann auch ein deftiger Kommentar lauten: *Nicer Scheiß*.

Der Superlativ *übelst* mausert sich unterdessen zu *übelst geil* oder *übelst krass*.

Satzfragmente, die aber gedanklich leicht zu ergänzen sind, dienen zum Beispiel der schnellen Ratgebung: *besser isses*. Hier wird ein ganzer Nebensatz gespart (Wenn du das machst, ist es besser für dich). *Besser ist es!* Anstatt: „Es ist besser, wenn Du das lässt.“

Stark verkürzt kann dann die Antwort ausfallen: *Als ob, Mann!* Auch hier wird ein ganzer Satz gespart: „Als ob ich so etwas tun würde!“

Woraufhin die kategorische Antwort kurz und bündig lauten kann: *Auf keinen!*

Zu der Gruppe der kurzen elliptischen Ratgebungen gehört auch das bekannte *gönn dir*. Daraus hat sich das neue Substantiv entwickelt: Die *Gönnung*. Denkbar wäre der Kommentar, wenn jemand aus dem Urlaub zurückkommt: „Voll die Gönnung!“

Verbreitet ist der folgende wohlmeinende Rat, der gern etwas herablassend gegenüber besorgten Eltern vorgetragen wird:

chill ma! oder *chill mal dein Leben!* oder auch *chill mal deine Base.*⁷

Neue, kurze Frageformen rhythmisieren den mündlichen wie schriftlichen Dialog im Stakkato. Es handelt sich dabei nicht um rein sachbezogenen Frageformen, sondern um emotionale Fragen, die oft von einer gehörigen Portion Erstaunen, Unglaube oder auch Empörung begleitet sind:

Wie jetzt? ist zugleich Frage, wie denn etwas gemeint ist, was unverständlich ist, oder wie etwas funktionieren soll, das so nicht funktionieren kann, dem Sinne nach: *Kann ja wohl nicht stimmen.* Bei *wie jetzt?* wird im Mündlichen die Stirn in Falten gelegt und werden die Augenbrauen tadelnd hochgezogen. Aber man versteht den tadelnden Zweifel auch in der mimikfreien Schriftform, er dringt durch.

Groß ist das zweifelnde Erstaunen auch bei *echt jetzt?*

Wenn Sie aber schon am Verstand des Gesprächspartners zweifeln, greifen Sie besser zur Frage: *Geht's noch?*

Noch jungen Datums ist übrigens auch folgende Frage nach dem Wohlbefinden: *Geht's Ihnen gut?* Früher fragte man entscheidungsoffen: „Wie geht es Ihnen?“ Doch das dauert offenbar zu lange. Mit der Suggestivfrage *Geht's Ihnen gut?* wird gleich die bejahende positive Antwort vorweggenommen. Die Frage „Geht's Ihnen schlecht?“ habe ich übrigens noch nicht gehört. Eine passende Antwort auf die Frage *Geht's Ihnen gut?* hörte ich vor einigen Tagen auf der Straße: *Gestern ging's noch.*

⁷ Die Akzeptanz des Ausdrucks hängt allerdings vom Kontext ab. So zählt die F.A.Z. die Abschiedsformel einer geschäftlichen E-Mail „Gechillte Grüße“ zu den Unworten des Jahres 2016. (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1.1.2017, S. C1).

Kommentare sind ebenfalls in großer Zahl neu entwickelt worden. Kein Wunder, denn es geht ja beim spontanen, schnellen und direkten Kommentieren oft darum, emotionale Reaktionen auszudrücken.

Wird jemand um eine kleine Gefälligkeit gebeten, so signalisiert die lässig dahingeworfene Antwort *kein Ding!* die Hilfsbereitschaft.

Schlechter ist es schon, wenn auf eine Frage mit *kein Plan!* geantwortet wird, wobei man sich allerdings nicht vertun soll. Der Kommentar ist nicht als entschuldigendes Eingeständnis gemeint. *Kein Plan!* drückt durchaus die Berechtigung aus, etwas nicht zu wissen, und richtet sich daher indirekt leicht vorwurfsvoll gegen den Fragenden selbst: Warum hat er überhaupt etwas gefragt, was man nicht wissen muss.

Noch ausgeprägter ist diese Haltung bei *Keine Ahnung!*, das selbstbewusst, keineswegs entschuldigend vorgebracht wird. *Keine Ahnung* findet sich zunehmend auch als Zögerungsmerkmal (wie etwa *ehem, äh*) inmitten einer Äußerung: „Da hat er mir, *keine Ahnung*, zehn oder zwanzig Mal dasselbe erzählt.“

In kürzester Zeit hat sich der bestätigende Empörungs-Kommentar *Das geht gar nicht!* verbreitet.

Originell ist die Steigerungsformel, mit der die Empörung den Gipfelpunkt erreicht: *Das geht gar nicht* wird neuerdings gesteigert zu *Das geht sowas von gar nicht!*

Eine Alternative dazu sind zwei jüngere Konstruktionen mit dem Verb *glauben*: *Ich glaub's nicht*, vehementer ist allerdings: *Das glaube ich jetzt nicht!*

Wenn Sie die Unglaublichkeit des Vorkommnisses zum Kern der Aussage machen wollen, bietet sich auch ein vehement vorgebrachtes

dein Ernst! an, worauf der andere wiederum bestätigend mit einem kräftigen *aber hallo!* antworten kann.

Bei so viel Vehemenz sind zur Ausbalancierung des Gefühlshaushaltes aber auch Beschwichtigungsformeln gefragt.

Zu fast jeder Gelegenheit bietet sich ein langgezogenes *okee, okee* an. Als Fragepronomen *okee?* ist es als nachdenkliche, leicht skeptische und daher entdramatisierende Frage gemeint, die sogar bei dramatischen Vorkommnissen gestellt werden kann, was bei Älteren auch zur Befremdung führt, so als handele es sich um mangelnde Empathie, was aber durchaus nicht der Fall ist. *Okee?* ist eher ein Fragepronomen der Verzögerung und Entschleunigung in kürzestmöglicher Form.

Wer es kurz haben möchte, kann auch auf das bereits erwähnte *Alles gut!* zurückgreifen, eine perfekte Beschwichtigungsformel, ähnlich wie das früher so beliebte staatsmännische *Alles klar!* („*Kein Thema.*“)

Zu den neuartigen Formen und Formeln expressiver Rhetorik für den mündlichen, aber auch schriftlichen Gebrauch gehört auch eine interessante innovative Form des Satzbaus.

Neulich berichtete ich einer jungen Frau von einer neuen Projektidee. Sie antwortete: „Das ist super die gute Idee!“ Als ich kürzlich mit einem jungen Mann versehentlich einen Umweg fuhr, kommentierte er das mit den Worten: „Das ist voll der nervige Umweg!“ Und beim Gespräch über die Weihnachtspost hörte ich jemanden sagen:

„Ich habe voll den netten Brief bekommen.“

Der Satzbau ist anders als wir es gewohnt sind. Der Ausruf: „Das ist super die gute Idee!“ hätte eigentlich lauten müssen: „Die Idee ist

supergut.“ Ebenso hätte der Ausruf: „Das ist voll der nervige Umweg“ lauten müssen: „Der Umweg ist voll nervig.“ Was passiert hier gerade im deutschen Satz?

Es heißt nicht, wie man hätte erwarten können, *ein nerviger Umweg* (also: *Das ist voll ein nerviger Umweg*), sondern es folgt der bestimmte Artikel: *voll der nervige Umweg*. Ein bisher gängiges Satzbaumuster wäre gewesen: *Der Umweg ist voll nervig*. Aber *voll der nervige Umweg* ist eindeutig ungewöhnlich. Ich führe dieses neue Muster auf den Bedarf an Expressivität zurück. Gleich zwei Hervorhebungen, nämlich *das ist* und *voll der nervige Umweg* haben nämlich einen starken rhetorischen Effekt.

Dieses Muster ist derzeit unglaublich produktiv. Und ich könnte es gleich heute Abend hier anwenden und zu Ihnen sagen: „Das ist ja *voll das interessierte Publikum!*“ Und: „Das ist *total die nette Organisatorin.*“ Und *Das ist mega die freundliche Einführungsrednerin.*“ Sie können es ja gern einmal selbst versuchen.

Zu neuen Formen eines ausdrucksfreudigen Spontanddeutsch gehört schließlich auch folgender Ausruf in Form einer rhetorischen Frage: *Wie blöd ist das denn?* Früher hätten wir gesagt: *Das ist aber blöd*, mit dieser muffigen und deprimierenden Intonation. Aber durch die suggestive Frageform mit dem verstärkenden *denn* am Ende und mit der typisch anschwellenden Intonation einer Frage wirkt der Ausruf deutlich stärker, ja munterer. Sie können ihn natürlich auch wunderbar kombinieren. Nehmen wir das vorherige Beispiel: *Das ist mega der nervige Umweg. Ja, wie blöd ist das denn?*

Seit neustem gibt es den neuartigen Ausruf aber auch in positiver Bedeutung. So hörte ich vor kurzem eine junge Frau ausrufen, als sie

eine schöne Karte bekam: *Wie süß ist das denn?* Und an den Weihnachtstagen, als es allenthalben wunderbare Speisen gab, hörte ich jemanden ausrufen: *Wie lecker ist das denn?* Meine Prognose: Der neue Ausruf wird sich rasant weiter verbreiten.

Kürzer und schneller wird also unser Deutsch im alltäglichen Gebrauch. Und durch die neue Mündlichkeit auch in geschriebenen Texten immer lässiger.

Ohnehin ist im Sprachgebrauch eine allenthalben gewollte Lässigkeit zu bemerken. Man möchte „niedrigschwellig“ sein. Vielfach eingefordert wird der neue Wert der „Augenhöhe“. Formeller, distanzierter Sprachgebrauch steht ganz schnell im Verdacht der „Abschottung“ oder gar der „Ausgrenzung“.

Im Nachrichtenjournalismus des öffentlich-rechtlichen Rundfunks besteht heftiger Drang nach sprachlichen Formen im Dienste einer persönlich-kollegialen Lässigkeit. Statt wie früher in namenloser Anonymität die Nachrichten zu verlesen, dürfen die Redakteure sich persönlich in Szene setzen. Der eine Fernsehsprecher kündigt den nächsten gleich auch mit Vornamen und Nachnamen an, gern auch nur mit Vornamen, aber mit *Sie*. Man dankt dem zugeschalteten Korrespondenten, indem man ihn beim Vornamen nennt („Danke, Heinz-Dieter, nach Beirut“), und Heinz-Dieter gibt nicht einfach nach Hamburg oder Mainz zurück, was im Übrigen gar nicht nötig wäre, denn was soll er denn sonst tun, sondern er gibt „zurück zu Manfred ins Hauptstadtstudio“, der dann launig-locker ankündigt: „Und der Sport kommt vom Rudi“, bevor es dann ganz nachbarschaftlich heißt: „Bis morgen, wenn Sie mögen.“

Lässigkeit wird auch zelebriert, wenn das *Sie* fällt und das *Du* zur generellen unpersönlichen Form wird, also auch das *man* ersetzt. An

einem Messestand meint ein mir nicht näher bekannter Herr vertraulich zu mir: „Wenn de nich weißt, wie de den Turnaround schaffen sollst, kannstes gleich vergessen.“ Nicht dass wir uns schon einmal begegnet wären. Wie soll ich sein *Du* nun deuten? So, dass er mich für besonders vertrauenswürdig hält, also gewissermaßen als indirektes Kompliment? Oder so, dass er mich nicht als Erwachsenen betrachtet, also als Ausdruck von Respektlosigkeit? Oder vielmehr so, wie es wahrscheinlich ist: Der Duzer hat das Gefühl dafür verloren, dass gegenüber Fremden im Deutschen erst einmal das Pronomen *Sie* gilt, im Zweifel erst einmal das Personalpronomen *man*.

Daran, dass der Unterschied sprachlicher Formen für Nähe und Distanz verloren geht, wird allenthalben gewerkelt:

In großen Ferienclubs werden alle, ob Oma, Opa, Eltern oder Kind, per *Du* angedredet. „Du kriegst en grünes Bändchen“, eröffnet mir die junge Mitarbeiterin in einer deutschsprachigen Ferienanlage bei der Zuweisung der mir zustehenden Freizeitangebote, während sie nebenbei gelangweilt ihre neusten Mails checkt. „Willste walken, joggen, skaten oder bladen?“, fragt mich ein tief gebräunter Muskelprotz, während er mich immerhin eines mitleidigen Blickes würdigt.

Ein schwedischer Möbelhersteller, der schätzungsweise 99 Prozent der Studenten-WG's in Deutschland ausstattet, hat schon vor Jahren seine Kunden grundsätzlich geduzt: „Ikea, ganz in deiner Nähe.“ Der Kunde wird Kumpel. Und gleiches tun grundsätzlich die Plattformunternehmen. Zum Beispiel Facebook: „Erstelle ein Konto oder melde dich bei Facebook an. Verbinde dich mit Freunden, Familie und anderen Personen, die du kennst. Teile Fotos und Videos.“

Ein Architekturbüro stellt auf seiner Homepage seine Mitarbeiter grundsätzlich nur mit Vornamen vor. Da gibt's den Heinz für die Planung, den Dieter für die Bauleitung, die Silke für die Projektleitung. Motto: Wir sind „auf Augenhöhe“ mit unseren Kunden. Man fragt sich als Kunde: Ja, soll sich ein Auftraggeber von Siemens oder BMW nun auch melden mit „Hallo, ich bin der Heinz-Peter, ich würde gern mit dem Heinz-Dieter von der Planung sprechen.“

Bei einer Fortbildung zu einer neuen Marketingmethode (Design Thinking) geht der Trainer selbstverständlich davon aus, dass sich alle Teilnehmer, ganz gleich welchen Alters, von jetzt an duzen. Du und der Vorname. Ich frage mich: Ja, soll ich jetzt zu dem 25-jährigen Moderator sagen: „Hallo, ich bin der Roland?“

Auch die Presse will da nicht hintanstehen. Man muss ja mit der Zeit gehen. So duzt auch der Redakteur eines gehobenen Intelligenzblattes seine Leser, ohne sie zu kennen: „Wenn Du nach einem langen Arbeitstag einen Parkplatz im Nordend gesucht hast, nach halbstündigem Rumkurven resignierend einen genommen hast, der Kilometer entfernt in einer anderen Anwohnerzone liegt, endlich nach Hause kommst: Dann kannst Du hundertprozentig sicher sein, dass direkt vor der Tür gerade jemand weggefahren ist.“ (F.A.Z., 22.11.2017).

Der gehobene journalistische Stil im Sinne der Bildungssprache scheint auch in gehobenen Blättern nicht mehr streng gehandhabt zu werden. Augenhöhe und Niedrigschwelligkeit sind auch hier gefragt. Elemente des Mündlichen dringen auch hier vor. Aus einem politischen Artikel über Angela Merkel habe ich Ihnen einmal die mündlichen Ausdrucksformen herausdestilliert: *irgendwie ganz normal; klar, man kennt sie. Und überhaupt, Kanzlerin. Hinterher dann doch. Klar, aber doch auch, weil; zunächst mal; Die sind schon ganz nah an der Macht. Als ihnen der*

eigene Laden um die Ohren flog; nichts Ungewöhnliches also. Hielt alles flach. Legte sich nicht fest. Die das nicht hinkriegten. Nervensägen. Die FDP war rausgeflogen. Muss es auch nicht. Wenn nicht, ist es aber auch kein Drama. Ein anderer Artikel: Klar, das ist alles Quatsch,... Ist klar. Der macht einfach weiter. Ist ja noch viel zu tun. Direkt. Ohne jede Scham. Einfach mitten drauf.

Schriftdeutsch im klassischen Sinne ist das nicht. Es ist betont lässiges Deutsch. Das soll „Authentizität“ vermitteln, ganz offensichtlich neben der „Augenhöhe“ ein zentraler Wert unseres Zeitgeistes.

Lässigkeit und Lockerheit im Umgang mit sprachlichen Normen zeigt auch die Buchbranche, wenn auch in deutlich drastischerer Form. Eine ganze Armada fäkalsprachlicher Buchtitel erobert die Bestenlisten.⁸ Ein paar Kostproben (von Wolfgang Krischke, F.A.Z., 23. April 2017): Ein Buch von Rayk Anders, immerhin bei DTV erschienen, hat den schönen Titel: „Eure Dummheit kotzt mich an. Wie Bullshit unser Land vergiftet.“ Etwas deutlicher werden die folgenden Titel: „Einen Scheiß muss ich – Das Manifest gegen das schlechte Gewissen“ (von Sean Brummel); „Am Ende kackt die Ente“ (Frank Buschmann); vom selben Autor auch: „Einfach mal frei Schnauze“; „Newton – Wie ein Arschloch das Universum neu erfand“ (Florian Freistetter); „Keine Zeit für Arschlöcher“ (TV-Koch Horst Lichter) (; „Am Arsch vorbei führt auch ein Weg. Wie sich dein Leben verbessert, wenn du dich endlich locker machst“ (Alexandra Reinwarth). Mit besonderen Themenschwerpunkten: für Mütter, für den Job, für Weihnachten; auch als Adventskalender erhältlich. Werbung: „Holen Sie sich das ultimative Am-Arsch-vorbei-Lebensgefühl.“

⁸ Siehe auch F.A.Z., 25.4.2017.

In diesen Zusammenhang passt auch die Ankündigung der Fraktionsvorsitzenden der SPD nach der verlorenen Bundestagswahl 2017 und mit Blick auf die ebenso voreilig wie kategorisch angekündigte Oppositionsrolle: „Ab morgen kriegen sie in die Fresse.“⁹

Schneller, kürzer, lässiger – das ist auch das sogenannte Kiezdeutsch. Es stammt aus den Einwanderervierteln unserer Großstädte und speist sich aus den Sprachkontakten zwischen Türkisch, Arabisch und Deutsch. Zu Anfang wurde es von Zuwanderern selbst unter dem Titel „Kanak Sprak“ (Feridun Zaimoglu 2004) zusammengetragen und teils souverän selbst verulkt. Nun aber hat es die Weihen journalistischer und wissenschaftlicher Betrachtung erlangt. Mark Twain, für den die aus seiner Sicht überkomplexe deutsche Sprache gerade im Bereich der Artikel, Präpositionen und verschiedenartigen Kasus ein Gräuel war (*das rote Buch, ein rotes Buch, mit einem roten Buch, rote Bücher*)¹⁰, hätte vielleicht seine Freude an diesem Pidgin-Deutsch gehabt. Pidgin-Deutsch insofern, als es typisch für diese Mischsprachen ist, dass sie grammatische Komplexität abstreifen und auf der Grundlage einer Minimalgrammatik funktionieren.

Die Besonderheit des Kiezdeutsch ist es, die Artikel und damit auch die deklinierten Fälle zu vermeiden. Die Linguistin Diana Marossek hat protokolliert, wie in einer Schulstunde die Schüler einer 8. Klasse einer Realschule das Grimm'sche Märchen „Der Fischer und seine Frau“ kommentieren.

Ali: Verstehst du Text, Mann?

⁹ Nach Rainer Hank in F.A.S., 26.11.2017.

¹⁰ Klein, in: Zweiter Bericht (2017), S. 39.

Marco: Klar, Mann, ist doch leicht: Typ geht Wasser und ist tot. Seine Alte is traurig.

Ali: Aber wieso geht er dann Wasser? (...) Ich wär Bar gegangen oder so.

Jenny: Also ich denke, dass er Meer geht, weil er so alleine ist. Und seine Frau Abendessen immer weg ist.¹¹

Anstatt z.B. zu fragen: „Kommst du zum Bahnhof oder hast du ein Auto?“ lautet die Frage in Kiez- oder Kurzdeutsch: „Kommst du Bahnhof oder hast du Auto?“¹²

Andere Formen dieser Jugendsprache sind z.B.: „Isch frag mein Schwester“, „Lassma Kino gehen“, „Machst du rote Ampel!“ und „Danach ich ruf dich an.“¹³

Die korrekte Beugung von *mein* in meine Schwester wird umgangen, ebenso die für das Deutsche typische Verbzweitstellung nach *danach*, also korrekt: *danach rufe ich dich an* statt *danach ich rufe dich an*.

Der Linguist Uwe Hinrichs, der den Einfluss untersucht, den die 10 Millionen Zuwanderer, die zuhause eine andere Sprache als Deutsch sprechen, auf ebendiese deutsche Sprache haben, nennt diese Vereinfachungen das „kreolische Prinzip“: Es wird „zuerst das abgeschliffen oder beseitigt, was man für die Verständigung nicht dringend braucht. Mehrfache Markierungen werden reduziert und vieles wird dem Kontext überlassen.“¹⁴

¹¹ Auszug aus Marossek (2017), S. 24-25.

¹² Buchtitel von Diana Marossek (2016).

¹³ Beispiele von Heike Wiese (2012).

¹⁴ Hinrichs (2013), S. 255.

Ausgangspunkt der Vereinfachungen, Vermeidungen und Abschleifungen sind typische Unsicherheiten von Zuwanderern im Deutschen. Hinrichs hat Beispiele gesammelt, die das stark markierte deutsche Kasussystem infrage stellen.

Auf der Speisekarte eines kroatischen Restaurants fand er z.B. „Portion *Pfifferlingen* mit Rührei 8,50 €“ und dann aber „Rumpsteak mit *Pfifferlinge* 13,50 €“ Oder er hörte Sätze wie: „Ich hole *ihm* nachher ab, dann können wir mit *ihn* ins Freibad gehen.“¹⁵ Weitere Beispiele von Hinrichs: *das Auto von mein Vater, mit diesen Problem; wir fahren im Urlaub; wo gehst du; mit ein niedlichen Eisbär, mehr aufgeregt, nehm das; er befahlte.*

Hinrichs kann viele Beispiele auf die Ausgangssprachen zurückführen: So wird im Arabischen und im Türkischen das Hilfsverb *sein* häufig weggelassen, was im Deutschen zu den bekannten auffälligen Formen führt. Das Türkische kennt das Hilfsverb *haben* nicht. Die Kasus im Türkischen kommen erst am Ende der oft sehr langen Wörter, so dass sie für den türkischen Sprecher nicht so wichtig sind wie im Deutschen. Auch die Personalpronomina können weggelassen werden. Im Arabischen stehen alle Präpositionen mit demselben Kasus. Der auffällige Satzbau, in dem statt mit dem Subjekt mit dem Verb begonnen wird (*hab isch gesehen mein' Kumpel*), hat seinen Ursprung in der Wortstellung des Arabischen. Man kann sich also viele fehlerhafte deutsche Sätze von Zuwanderern aus dem Kontakt des Deutschen mit den Herkunftssprachen erklären.

Wenn man sich das Faktum vor Augen führt, dass in unserem Land „10 Millionen Menschen eine andere Sprache sprechen als Deutsch“ und

¹⁵ Hinrichs (2013), S. 270.

dass sie allerdings eben auch Deutsch sprechen, *ihr* Deutsch gewissermaßen, dann ist eine genaue Betrachtung der von ihnen ausgehenden Einflüsse überfällig. Als wichtigste Veränderungen nennt Hinrichs: „Abbau der Kasus, Erosion der Endungen, Abbau des grammatischen Zusammenhangs, Schwankungen beim Artikel, neue Rolle der Präpositionen.“¹⁶ Der Bezug der Satzteile zueinander werde unklarer; die Schreibnorm löse sich auf; das Deutsche bewege sich auf einen anderen Sprachtypus zu. „Das gesprochene Deutsche“, so resümiert der Linguist, „befindet sich heute (2013) in dem fortgeschrittenen kritischen Stadium eines beschleunigten, zu großen Teilen durch Sprachkontakte ausgelösten Sprachwandels.“¹⁷ Damit einher ginge eine Erosion der Norm. Sie werde befördert durch eine „Tendenz zur Abschleifung in der gesprochenen Sprache“, durch ein „Absinken der Toleranzschwelle“ und durch ein modernes Sprachbewusstsein, in dem man auch „mit lascher Syntax durchaus punkten“ könne.¹⁸

„Schneller, kürzer, lässiger“ hatte ich unsere im Wandel begriffene Sprache beschrieben. Ich müsste aber noch hinzufügen: unsicherer.

Der Verlust an grammatischer Korrektheit im zitierten Kiezjargon ist durchaus in unseren Schulen bemerkbar. Ob sich das kasusfreie Deutsch zur neuen Norm mausert, ist nicht gewiss. Wir haben aber damit zu tun, dass viele Kinder, insbesondere Zuwandererkinder, mit grammatischen Unsicherheiten in die Schulen kommen, und wir wissen (ich weiß es aus eigener Anschauung), dass manche Unsicherheiten bis

¹⁶Ebenda, S. 28.

¹⁷Ebenda, S. 19.

¹⁸Ebenda, 250, 253.

in die Oberstufen mitgeschleppt werden. Das ist kein Einzelphänomen, sondern es hat Massencharakter.

Unsicherheiten zeigen sich aber auch in einigen klassischen Grammatikfällen, und zwar massenhaft, sodass man nicht mehr recht weiß, ob die Sprachnorm noch gilt und man ihre Einhaltung fordern soll: Bekannt ist der eingangs erwähnte Fall von *weil* im Nebensatz: *Ich kann nicht kommen, weil ich habe keine Zeit*. Der eigentliche Nebensatz wird hier wie ein Hauptsatz gestellt, also mit dem Verb in zweiter Position, anstatt am Satzende. Die neue Form ohne Verbenstellung weitet sich aber auch aus: *Ich werde nicht kommen, obwohl ich hätte eigentlich Zeit*. Wenn Sie andere Menschen, von denen sie einen solchen Satz gehört haben, darauf ansprechen, dann behaupten sie steif und fest, dass sie so etwas nie sagen würden, *weil, das käme ihnen nicht über die Lippen*. So fest verankert ist das bereits. Also, hier gibt es Unsicherheit.

Aufgefallen ist mir auch ein unsicherer Gebrauch von *außer*, und zwar gleich in zweierlei Hinsicht: Einmal als Präposition: Immer wieder höre ich *außer* + Nominativ anstatt +Dativ. Frage: *Wer kommt mit?* Antwort: *Alle außer ich*. Frage: *Wer darf mitkommen?* Antwort: *Alle außer Du*.

Die zweite Unsicherheit betrifft die Verwendung von *außer* als Konjunktion. Immer wieder höre ich: *Ich komme dich gern besuchen, außer du hast keine Zeit*.

Oder:

Du kannst gern mitfahren, außer der Wagen ist wieder mal kaputt. Als Konjunktion ist *außer* eigentlich nicht korrekt. Hier müsste es jeweils

heißen: *Es sei denn*. Aber *außer* ist natürlich kürzer und einfacher – und scheint deshalb als Konjunktion gerade *es sei denn* zu verdrängen.¹⁹

Unsicherheiten zeigen sich auch in der Beherrschung von stilistischen Niveaus, dort also, wo es schon um den feiner abgestuften Gebrauch der deutschen Sprache, also um den Kern der Bildungssprache, geht. In einer linguistischen Analyse von Abiturarbeiten kommt Heidemarie Vogt u.a. zu folgendem Ergebnis: „Auffallend sind die häufigen Verwendungen von umgangssprachlichen Wendungen, Wiederholungen von Argumentationen, Formulierungsunsicherheiten und Registerwechsel (...). Die These (...), dass sich die geschriebene und gesprochene Sprache angleiche, ist (...) zu bestätigen.“²⁰ Diese neue Sprachebene wird derzeit auch gern „Parlando“ genannt. Parlando ist sicher auch das folgende Zitat aus einer Deutscharbeit:

„Bei dieser Reaktion von Faust war Gretchen total *groggy*“, schreibt ein Schüler.²¹ Die genannte Untersuchung der Abiturarbeiten schlussfolgert, dass die Ergebnisse darauf hindeuten, „dass die stilistische Orientierung (der Schüler, RK) nicht mehr auf die Hochsprache ausgerichtet ist. Der Orientierungspunkt ist nun zunehmend die Umgangssprache.“²², d.h. eine „personale und spontane Schreibhaltung.“

Zu den Rechtschreibkenntnissen gab es erst kürzlich besorgniserregende Ergebnisse aus den Schulen: Ein Drittel der Schüler in einem deutschen Stadtstaat beherrsche nicht den Mindeststandard. Dass sich die durchschnittliche Zahl der Rechtschreibfehler bei Schülern seit den 70er Jahren verdoppelt hat, ist inzwischen Allgemeingut.

¹⁹ So beispielsweise auch schriftlich in der F.A.Z.: „Im nächsten Jahr ist der 24. Dezember dagegen ein Montag, was Weihnachten 2018 besonders arbeitnehmerfreundlich macht – außer, man ist im Einzelhandel tätig.“ Ausgabe Rhein-Main-Zeitung, S. 29. Verf. Patricia Andrae.

²⁰ Vogt (2016), S. 56.

²¹ Quelle?

²² Vogt (2016), S. 56.

Deswegen haben die Kultusminister ja auch die Fehlerabzugsquoten in der Rechtschreibung gesenkt. (Wie gesagt: Niedrigschwelligkeit).

Aus den Hochschulen hört man, dass indirekte Rede im Konjunktiv I immer seltener beherrscht werde und dass der Konjunktiv II bei den starken Verben schon gar nicht mehr vorausgesetzt werden könne (schwimmen, denken, geben, nehmen, fallen, gewinnen).

Dass das Lesen von Büchern zurückgeht, hat kürzlich das „Börsenblatt“ berichtet. 6,1 Millionen Buchkäufer gingen zwischen 2012 und 2016 verloren. Das Buch, so die F.A.Z., „erlebt (...) einen Bedeutungsverlust, dessen Folgen noch gar nicht abzusehen sind.“²³ Der Anteil der „absoluten Nichtleser“ sei im vergangenen Jahrzehnt von 20 auf 25 Prozent gestiegen, so Dierk Wolters in der Frankfurter Neuen Presse.²⁴ „Ein Viertel aller Deutschen lesen gar keine Bücher mehr.“ Und weiter heißt es in der F.A.Z.: „Als Ursachen werden Zeitknappheit, Aufmerksamkeitsdefizit durch Informationsüberfluss, Abhängigkeit von digitalen Medien und Verlust der Konzentrationsfähigkeit“ genannt. Die Folge: „der Verlust der Fähigkeit, lange Texteinheiten konzentriert zu lesen.“²⁵

Zur allgemeinen Verunsicherung über die Frage, was denn jetzt als sprachliche Norm noch gilt oder nicht mehr gilt, kommt das Gender-Deutsch hinzu. Hier allerdings mit der Besonderheit, dass nicht etwa Absenkung der Norm oder Regellosigkeit bezweckt wird, sondern im Gegenteil: Eine neue sprachliche Regulierungslust hat ein emanzipatorisches Milieu erfasst, das Regulierungen eigentlich misstrauisch gegenübersteht. Es setzt sich in Hochschulen,

²⁴ Frankfurter Neue Presse, 17.1.2018, S. 22.

²⁵ Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.1.2018, S. 11.

Stadtverwaltungen und Redaktionen durch. Ungewiss ist noch, ob die neuen Formen zur grammatischen Norm werden und was sie als Folge im Sprachbau der Substantive bewirken. Und deshalb besteht auch hier derzeit jedenfalls: Unsicherheit.

Aber worum geht es? Grundsätzlich geht es gegen die eigentlich geschlechterübergreifenden sogenannten männlichen grammatischen Endungen der Substantive.

Begonnen wurde die „geschlechtergerechte Sprache“ mit einer sprachlichen Neuerung: der Mittelinitiale, dem großen I, das zunächst in die Pluralbildung vordrang (*StudentInnen*). Nachdem man die sogenannten männlichen Endungen als biologisch männlich markiert hatte, konnte sich nun die sogenannte weibliche Endung zunehmend nach vorn arbeiten. Nachteil war allerdings, dass in der gesprochenen Sprache nicht deutlich wurde, dass damit beide Geschlechter gemeint waren.

Die Mittelinitiale ist nach wie vor ungewöhnlich und der deutschen Rechtschreibung noch nicht angepasst. Aber sie hat sich verbreitet. Ein Beispiel: Ich werde um einen Beitrag für ein Buch über bürgerschaftliches Engagement gebeten. Ich soll etwas über die Geschichte der Polytechnischen Gesellschaft schreiben. Der Verlag ist als seriös bekannt. Ich schreibe also, dass die Polytechnische Gesellschaft im Jahr 1816 von *Handwerkersmeistern, Buchhändlern und Gymnasialprofessoren* gegründet wurde. Einige Monate später wird mir das Belegexemplar zugesandt. Ich staune nicht schlecht. Denn dort steht, die Polytechnische Gesellschaft sei von *HandwerkersmeisterInnen, BuchhändlerInnen und GymnasialprofessorInnen* gegründet worden. Beim Weiterlesen stelle ich fest, dass sämtliche Plurale in einen feministischen Plural umgewandelt

worden sind. Es hatte sich jemand sehr viel Zeit genommen, damit auch ja kein Plural übersehen wurde. Die Zeit, den Verfasser zu fragen, ob er damit einverstanden sei, hatte man aber offenbar nicht oder brauchte man auch nicht. Der Verlagslektor ging schlicht davon aus, dass ich die Korrekturen fraglos akzeptieren würde.

Trotzdem: Normal ist das Binnen-I eben doch noch nicht in allen gesellschaftlichen Bereichen. Schwierig wird es zum Beispiel mit dem Schülersprecher oder dem Schülersprechervertreter (Beispiel von Ralf Mahr). Und so entsteht eine neue sprachliche Dimension: die Verwendung des Plurals wird zu einer ideologischen Aussage. Gesinnung soll sprachlich erkennbar sein.

Dabei werden inzwischen auch andere Möglichkeiten geboten. Besonders das Partizip Präsens hat eine Wiederauferstehung erfahren. Die Hochschulen bilden hier die Avantgarde: *Studierendenparlament*, *Studierendenausweis*, *Studierendenhaus*, *StudierendensprecherIn* lauten inzwischen gängige Kreationen.

Das hier verwendete Partizip Präsens ist im Deutschen eigentlich ein Zwischenschritt zu einem eigenständigen Substantiv, vergl. *teilnehmen*, *Teilnehmender* und *Teilnehmer*. In ihrer Bedeutung unterscheiden sich die beiden Formen voneinander. Genau genommen sind nicht alle *Studierenden* auch *Studentinnen und Studenten*, und natürlich sind umgekehrt leider nicht alle *Studentinnen und Studenten* auch *Studierende*. Denn das Partizip Präsens bezeichnet eine gerade im Vollzug befindliche Tätigkeit – im Unterschied zu der abstrakteren konventionellen Substantivierung. Skurril wird es, wenn von *gestorbenen Studierenden* die Rede ist.

Und nun, da die *Studierenden* im Plural eingeführt wurden, hat man sie auch gleich im Singular eingeführt, als *die Studierende* und *der Studierende*. Dabei hätte man doch im Singular die einfache Form *die Studentin* und *der Student* belassen können.

Inzwischen werden alle möglichen Plurale auf das substantivierte Partizip Präsens geeicht: Schulen sprechen von *Lehrenden*. In Volkshochschulen gibt es *Kurssteilnehmende*. Unternehmen laden zum *Mitarbeitendenjahresgespräch*. „Ich freue mich auf die Zusammenarbeit mit Ihren Mitarbeitenden“, schreibt ein Geschäftspartner. Aus *Fußgängern* werden *Zu Fuß Gehende*, der *Fahrer* wird zum *Wagenlenkenden*.²⁶ Im zweiten Bericht zur Lage der deutschen Sprache hat der Linguist Peter Eisenberg weitere neue Kreationen dieser Art zusammengetragen. Eine kleine Auswahl: *Ankommende*, *LKW-Fahrende*, *Wahlhelfende*, *zu Impfende*, *Demonstrierende*, *Promovierende*, *Forschende*, *Denkende*.²⁷

Das letzte Beispiel, also *Denkende*, lässt daran denken, dass *Denkende* und *Denker* ebenso wenig dasselbe bedeuten wie *Backende* und *Bäcker*. Denn nicht jeder *Denkende* ist gleich ein *Denker*, und nicht jeder *Backende* hat das Bäckerhandwerk erlernt.

Übrigens kann man es schon „voll unfair“ finden, dass im Koalitionsvertrag der rot-rot-grünen Regierung in Berlin zwar alle Plurale mit dem Sternchen gegendert sind (also *Senator*innen* und *Bürger*innen*), nicht aber die *jugendlichen Straftäter* und *Intensivtäter*²⁸. Da ist es fast schon fairer, wenn im Parteiprogramm der SPD zur Bundestagswahl konsequent von *FaschistInnen* und *IslamistInnen* die

²⁶Ebenda.

²⁷ Beispiel von Eisenberg in: Zweiter Bericht (2017), S. 95.

²⁸ Beispiel von Eisenberg ebenda, S. 94.

Rede ist. Aber wo kommen wir mit dieser Beckmesserei hin (Stichwort „betreutes Sprechen“)?

Kürzer, schneller, lässiger und unsicherer: mit diesen Worten habe ich den Sprachwandel des Deutschen beschrieben. Wie funktioniert der Sprachwandel eigentlich?

Die sprachlichen Veränderungen, die ich skizziert habe, gehen zuallererst auf äußere Einflüsse zurück: auf die technische Entwicklung der Digitalisierung; auf eine zunehmende Normskepsis als allgemeines gesellschaftliches Phänomen und damit einhergehend auf eine zunehmende sprachliche Lockerheit; auf die starke Zuwanderung von Menschen, die Deutsch nicht als Muttersprache gelernt haben; und auf eine gesellschaftspolitische Bewegung der Sprachregulierung aus emanzipatorischer Absicht.

Aber diese Einflüsse finden ja auch unsere Sprache selbst vor, auf die sie treffen. Und unsere Sprache bringt selbst das Gewicht ihrer Eigenarten mit ein, mit anderen Worten: die inneren Kräfte ihres Sprachbaus.

Und diese vielfältigen Faktoren, äußere wie innere, sorgen für eine Art Drift. Das ist ein Bild, mit dem man den Sprachwandel gut beschreiben kann.

Eine solche Drift oder eine Strömung wird durch das Verhältnis zweier Kräfte beeinflusst: Sprachökonomie und Redundanz, oder einfach formuliert: Bequemlichkeit und Deutlichkeit. Der französische Sprachwissenschaftler André Martinet hat diese Wirkkräfte so formuliert: „Die sprachliche Entwicklung wird gelenkt durch die ständige Antinomie zwischen den Kommunikationsbedürfnissen des Menschen und seiner Tendenz, seine geistige und körperliche Tätigkeit auf ein Minimum zu

beschränken.“ Man kann dies auch in Form einer Devise so formulieren:
„So sparsam wie möglich, und so redundant wie nötig.“²⁹

Bequemlichkeit steht also im Spannungsverhältnis mit dem Erfordernis der Deutlichkeit.

Wenn wir uns dieses Spannungsverhältnis einmal vor Augen führen und uns fragen, was es für die sprachlichen Entwicklungen bedeutet, die ich Ihnen in Auszügen dargestellt habe, wie können wir dann den Sprachwandel in seinen einzelnen Phänomenen gewichten? Dazu ist ein wenig „Mut zur Generalisierung“³⁰ nötig.

Kurzformen der fiktiven Mündlichkeit in der Schriftsprache werden sich festsetzen. Denn das geschriebene Gespräch ist von unschlagbarem kommunikativen Vorteil. Möglicherweise werden wir aber bald keine Kurznachrichten mehr schreiben, sondern eher gleich ins iPhone diktieren. Das geht ja schon heute recht gut. Aber andererseits wird die Notwendigkeit der Lesefähigkeit weiterhin gegeben sein. Und dazu braucht man auch das Schreiben-Können.

Korrektes Schreiben, also Bildungsdeutsch, wird derzeit noch als Zugangswissen verlangt. Man weiß es von den Kammern und den Arbeitgebern. Aber wie weit diese Anforderung von der Politik langfristig gehalten und durch das Bildungswesen unterstützt wird, ist noch ungewiss. Hier haben Politik und Staat den entscheidenden Einfluss.

Das Bildungsdeutsch wird als Standard nur zu halten sein, wenn das staatliche Bildungswesen darauf besteht. Viele Einflüsse wirken dem aber entgegen: politische (Stichwort: Niedrigschwelligkeit), wirtschaftliche und kulturelle. Die Normskepsis, die ein gesellschaftliches

²⁹ Keller (1990), S. 144.

³⁰ Der Ausdruck stammt von Prof. Dr. Hartmut Lehmann, F.A.Z., 27.12.2017, „Die Gegenwart“, S. 6.

Grundphänomen unserer Zeit ist, zeigt sich auch in der Infragestellung sprachlicher Normen, zumal nach der verunglückten Rechtschreibreform.

Ich vermute, dass der mündliche Sprachstil einschließlich größerer Toleranz für Persönliches bis hin zu Vulgärem den althergebrachten Kanon einer distanzierten, formellen Schriftsprache auflockern wird. Der Trend zu Absenkung von Stilnormen, die auf Geschliffenheit, Unterschied und Distanz Wert legten, ist seit Jahrzehnten erkennbar; jetzt bekommt er durch die sozialen Medien einen weiteren Schub. Das bringt unsere Sprache nicht um, aber es verändert den Umgangston. Das *Sie* wird fallen, mündliche Verschleifungen werden in der Schriftnorm zunehmend akzeptiert werden (jetzt bereits *mal* für *einmal*, was für *etwas*).

Dem sogenannten Kiezdeutsch räume ich wesentlich weniger Verbreitungs-Chancen ein als andere Linguisten, die sich nachgerade für diese Rumpf-Form des Deutschen begeistern können. Gewiss ist es sprachwissenschaftlich interessant, Pidgin- oder Kreolformen zu analysieren. Aber wenn darin eine „systematische sprachliche Weiterentwicklung“³¹ oder ein „besonderes Potenzial für grammatische Innovationen“ sehen will, dann wohl auch aus politischem Grund, z. B. als „umgangssprachliche Gegenwelt zum schriftsprachlich geprägten großbürgerlichen Redestil“ – man meint, den klassenkämpferischen Diskurs der 70er Jahre zu vernehmen.

Aber seien wir realistisch: Vermutlich wird sich das Kiezdeutsch mit seinen Sätzen ohne Präpositionen und ohne Artikel schon aus Gründen der Verständlichkeit nicht durchsetzen. Denn Präpositionen, die uns

³¹ Wiese (2012), S. 21.

sagen, ob man sich *im Bahnhof*, *neben dem Bahnhof* oder *hinter dem Bahnhof* trifft, haben ihren präzisen Sinn. Deshalb wird hier die Neigung zur Bequemlichkeit ihr Gegengewicht im Gebot der Genauigkeit finden, jedenfalls gemeinsprachlich.

Und das Gender-Deutsch? Hier ist der politische Einfluss des Mainstreams derzeit im institutionellen Bereich sehr stark. Ministerien, Behörden, Stadtverwaltungen, Hochschulen, Parteien – niemand will sich vorhalten lassen, nicht politisch korrekt zu formulieren. Nur in Frankreich haben der Premierminister und die Generalsekretärin (*Madame le secrétaire perpétuel*) der Académie française, Hélène Carrère d'Encausse, dagegegehalten und den generischen Plural in offiziellen Texten vorgeschrieben. In Deutschland hält die Presse und hält auch der volkstümliche Sprachgebrauch noch dagegen.

Skurril ist der Konflikt, der sich gerade zwischen inklusiver leichter und einfacher Sprache und dem Genderdeutsch entwickelt. Denn die leichte und einfache Sprache kann mit den komplizierten und künstlich wirkenden Pluralen nichts anfangen. Sie will die Dinge ja so einfach wie möglich ausdrücken. *SteuerberaterInnen* oder *Steuerberatende* sind da eher hinderlich.

Man darf gespannt sein, wie der Konflikt zwischen zwei gegensätzlichen sprachliche Strategien ausgehen wird, die demselben empathischen Impuls entspringen.

Ein Wort zu einem Phänomen, das ich – vielleicht zur Enttäuschung einiger Zuhörer – nicht behandelt habe: die Anglizismen.

Sie sind lästig, sie sind auch angesichts eines deutschen Wortschatzes von mehreren Millionen Wörtern und angesichts der Leichtigkeit, mit der wir im Deutschen neue Wörter bilden können, entbehrlich. Aber das

bauen wir einfach in unsere Sprache ein (Derma-Lounge, Prostata-Center; Volkswagen → „people’s car“?).

Was allerdings riskanter ist, ist die Tatsache, dass wir inzwischen in Deutschland viele Studiengänge komplett auf Englisch anbieten und in manchen Hochschulen nicht mehr auf Deutsch unterrichtet werden soll.³² Das ist ein Risiko für die Funktionsfähigkeit unserer Sprache – und ein ganz falsches Signal in einer Einwanderungsgesellschaft, die auf eine gemeinsame Landessprache unbedingt angewiesen ist. Aber das ist ein sprachpolitisches Thema, nicht eines des allgemeinen gesellschaftlichen Sprachwandels.

Ich möchte, vor allem aber *muss ich* zum Schluss noch auf einige neue Mitspieler des Sprachwandels eingehen, die uns zeigen: Deutsch wird digitaler.

Die neuen Mitspieler haben so schöne Namen wie Alexa, Siri und Cortana. Es sind Sprachassistenten. Alexa kostet je nach Ausstattung zwischen 50 und 200 €. Auch die anderen sind nicht teuer. Die Damen reagieren auf Zuruf. Sie beantworten Ihre Fragen. Sie nehmen Bestellungen entgegen, informieren über Fahrpläne und günstige Routen, lesen Wikipedia-Einträge vor, stellen Musik an, setzen den Rasenmäher in Gang und den Geschirrspüler oder die Waschmaschine. Sie informieren über Sportereignisse und haben auch einige Witze parat. Alexa ist auch durchaus politisch korrekt und lässt sich beispielsweise nicht beschimpfen.

Die Sprachassistenten sind das Ergebnis von statistischen Untersuchungen über die Häufigkeit von Wortkombinationen, die bereits

³² Dazu passt, dass laut Ulrich Greiner (2017), S. 49, „80 bis 85 Prozent der deutschen Naturwissenschaftler auf Englisch publizieren, 50 Prozent der Sozialwissenschaftler und 20 Prozent der Geisteswissenschaftler.“

in den 80er Jahren erfolgreich begonnen haben. Inzwischen können Computerprogramme Wortschätze von bis zu 300.000 Wörtern mit einer Trefferquote von 96 Prozent erkennen. Es ist damit zu rechnen, dass die Sprachsteuerung durch Maschinen enorm zunehmen wird.

Der Linguist Gerd Antos hat kürzlich darauf hingewiesen, dass damit eine neuerliche Kulturrevolution einsetzt: Dass nämlich die Menschen das Sprachmonopol – also das „gattungsgeschichtliche Monopol auf Reden, Schreiben, Übersetzen und Textherstellen“³³ – verlieren („Emergenz“?). Dass Sprache also künftig auch zwischen algorithmengesteuerten Robotern geäußert und verstanden werden kann. Das kann sehr nützlich und hilfreich im Alltag sein. Aber es ist auf jeden Fall eine neue Entwicklung in eine ungewisse Zukunft, möglicherweise in „Algorithmaskulturen“³⁴, die unser Verhalten und unseren Sprachgebrauch beeinflussen, wenn nicht sogar in Teilen bewerten und steuern. Gerd Antos stellt die beunruhigende Frage: „Was, wenn sich maschinell vernetzte Kommunikationsformen immer mehr und weiter auch von der Mensch-Mensch-Kommunikation ablösen?“³⁵ Der israelische Historiker Yuval Noah Harari hat dieses Szenario als Übergang von einem homozentrischen zu einem datenzentrischen Weltbild bezeichnet.³⁶

Wird also der Sprachgebrauch, und wird der Sprachwandel perspektivisch nicht mehr nur in unserer eigenen Hand liegen? Das ist eine überraschende Möglichkeit, deren Folgen wir uns noch gar nicht richtig ausmalen können. Ich kann sie hier deshalb auch nur am Ende meines Vortrags schemenhaft andeuten.

³³ Antos (2017), S. 379.

³⁴ Antos (2017), S. 362.

³⁵ Antos (2017), S. 375; ein Teil des Zitats von Runkehl.

³⁶ Ibid.

Immerhin darf als Trost gelten, dass Alexa, Siri und die anderen Sprachassistenten derzeit reines Hochdeutsch sprechen. Das lässt hoffen!

Meine Damen und Herren! Ich fasse zusammen: Deutsch wird schneller, direkter, lässiger, unsicherer und digitaler. Was den Sprachwandel so faszinierend macht, ist, dass wir selbst daran mitwirken - wenn auch von nun wohl an nicht mehr allein.

Literatur

Antos, Gerd (2017): Wenn Roboter „mitreden“... Brauchen wir eine Disruptions-Forschung in der Linguistik? In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 2017; 45 (3), S. 359 – 385.

Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/Union der deutschen Akademien der Wissenschaften, Hrsg. (2017): Vielfalt und Einheit der deutschen Sprache. Zweiter Bericht zur Lage der deutschen Sprache. Tübingen.

Dürscheid, Christa/Frick, Karina (2016): Schreiben digital. Wie das Internet unsere Alltagskommunikation verändert. Stuttgart.

Glück, Helmut/Sauer, Wolfgang Werner (1997): Gegenwartsdeutsch. Stuttgart.

Greiner, Ulrich (2017): Heimatlos. Bekenntnisse eines Konservativen. Reinbek bei Hamburg.

Hinrichs, Uwe (2013): Multikultideutsch. Wie Migration die deutsche Sprache verändert. München.

Kaehlbrandt, Roland (2016): Logbuch Deutsch. Wie wir sprechen, wie wir schreiben. Frankfurt am Main.

Keller, Rudi (1990): Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. Tübingen.

Marossek, Diana (2016): Kommst du Bahnhof oder hast du Auto. Warum wir reden, wie wir neuerdings reden. Berlin.

Vogt, Heidemarie (2016): Sprachverfall bei Jugendlichen? Die Sprachfähigkeit von Abiturienten. Eine linguistische Textanalyse und Gegenüberstellung von Abituarbeiten von Waldorf- und Regelschülern. In: Weiss, Leonhard, Willmann, Carlo, Hg: Grundlagen, Methoden und Gestalt der Waldorfschule. Wien; S. 47 – 59.

Wiese, Heike (2012): Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht. München.

N. B. Den Linguisten Prof. Dr. Peter Eisenberg und Prof. Dr. Helmuth Glück danke ich für hilfreiche Hinweise.